Nummer 183

Berliner Familien-Zeitung

Mittwoch, 8. August 1923

DAS KAPITEL DER ERKENNTNIS

Novelle von Selma Fischer-Cnojdzinska

[14. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Vor Schwäche übermannt, fiel ich auf sein Bett, in seine Arme hinein, die sich in alter Festigkeit um mich schlossen.

„Ruhe aus, Magda. Ich will dich wieder halten!"

Einmal kam Klaus Groth zu Johannes, um ihm zu sagen, daß er nicht mehr in der Schmiede, neben Thomas, arbeiten könne.

Ich hatte Johannes vorgelesen, unten im Wohnzimmer, wo er halb sitzend, halb liegend, in der Sofaecke den Nachmittag verbrachte. Als Klaus Groth ihm seinen Vortrag gehalten hatte, dachte er in angestrengter Weise nach. Offensichtlich fiel ihm die Entscheidung schwer, denn Johannes wollte nie einem Menschen wehe tun. Ich saß mit zwiespältigen Gefühlen in meiner Fensterecke, die Blätter des Buches auf meinem Schoß knisterten unter meinen unruhigen Handbewegungen. Zittern überfiel mich, was nun werden sollte. Lag es nicht nahe, daß Johannes die Gelegenheit ergriff, Thomas, dessen ungeheuerlichen Einfluß auf mich er kennen mußte, zu entfernen? War es nicht menschlich verständlich, wenn er diesen Augenblick ausnutzte, den alten, langerprobten Schmied zu halten, damit der neue gehe? Das Zittern der Bangigkeit durchlief meinen Körper immer eiliger. Was sollte werden, wenn Thomas fort war? Wer kümmerte sich in der Welt um ihn? Wer reichte ihm Brot? Wer schenkte ihm Liebe?

„Warum willst du nicht mit ihm arbeiten?" fragte ich zu Klaus Groth hinüber.

„Weil ich die Luft nicht vertrage, Frau Magda, die um ihn lagert. Ich bin ein alter Schmied und verstehe mein Handwerk, aber bin ich noch nötig, seit Thomas drüben in der Schmiede schafft? Der rollt alle Feuer der Welten auf, läßt die Funken wirbeln und Dämpfe steigen, ihm ist im Stickdunst der Glut so wohl, als sei er aus der Hölle. Meine Faust ist hart und hat Michael Warren unterrichten können. Was soll ich dem Neuen zeigen? Oder ihm helfen? Wenn ich die Schmiede betrete, hat er alles geschafft, er hebt spielend die Radreifen empor und wirft sie wie Federbälle in den Bronnen. Er reißt die Hufe und Nägel mit grimmigem Lachen aus der Eisenlohe, und hätte er keine Zange zur Hand, bei Gott, der griffe mit den Händen hinein und labte sich noch am fressenden Schmerz. Oder könnte er so nackt vor dem Amboß stehen und den Leib noch dehnen, wenn ihm die Funkenkörner Löcher brennen? Mir wird sonderbar in seiner Nähe, der Atem schnürt sich ab, die Luft tut mir wehe. So ist's, Frau Magda, und in der Schmiede mag ich nicht mehr stehen!"

„Vielleicht brennt ihm die Seele, Klaus Groth, und er will den Brand totschweigen mit leiblicher Qual."

Johannes wandte sein mildes Antlitz gegen den Alten. Er legte die blassen, schöngeformten Hände ineinander, kreuzweis, mit einer andächtigen Bewegung. So tat er immer, wenn ein Mensch über den anderen zu Gericht sitzen wollte. Ich neigte mich erwartend vornüber, das Buch entglitt meinen Fingern, mit hartem Klappen schlug es auf den Fußboden. Johannes schrak leise zusammen. Er sah zu mir hin, minutenlang, durchdringend, forschend. Ein Kampf malte sich lebhaft auf seinen Zügen, dieser Augenblick entriß ihn vielleicht seiner einzigartigen Barmherzigkeit. Als er zu sprechen anhub, ertrug ich es nicht länger, sein Gesicht zu sehen, ich trat an den Bücherschrank und begann hastig darin zu suchen.

„Willst du in der Mühle arbeiten?" klang da die stille, liebreiche Stimme des menschlichsten Menschen, „willst du dir deine Arbeit schaffen unter Bäumen und Strauchwerk, neben den heiteren Wiesenspielen meiner Herden? Wenn die Luft in der Schmiede dich drückt, so wird sie dich drüben erfrischen. Dort fließt der Fluß durch das reine Tal. Seine Wellen treiben dir die alte, ungetrübte Ruhe zu. Klaus Groth hat lange genug im Feuer gedient."

Johannes hatte lange geendet, doch noch immer hörte ich seine Stimme rauschen. Gab es noch Gut und Böse, wenn seine verklärten Gedanken sich in Taten umsetzten? Blieb unter seinem Atem das Böse bös, hauchte er nicht jede Untat rein, wie man Flecken von angelaufenen Spiegeln verhaucht?

Klaus Groth lachte ihm in das Gesicht. Schlug die derbe Hand auf das Knie. Er wollte hinüber in die Mühle.

„Aber", sagte er umständlich beim Gehen und blickte mit eigenen Augen an mir vorüber, „vielleicht sieht der Herr nun manchmal selbst in die Schmiede, sonst fliegen am Ende die Feuersetzen einmal hinüber in das Haus." —

Ich glaube, Johannes wartete, daß ich mich zu ihm setzen und reden sollte. Es wäre ja auch natürlich gewesen, wenn ich seine Hände gedrückt und gedankt hätte, weil er das Leben nicht verstieß, welches ich gerettet hatte. Aber ich sprach kein Wort von Thomas. Nur gleichgültige, lächerliche Phrasen über Klaus Groth, über die Kinder, über ihn selbst. Schöngesetzte, hohle Worte, die ihm mehr verraten mußten, als ich annahm. Er hörte geduldig zu, eine bittere Qual in dem ungläubigen Lächeln, die Hände noch immer ineinander gelegt, als bete er zu einem nur ihm bekannten Geiste.

Traurig verflossen die neuen Herbsttage, obwohl um die früheren immer ein warmer, anheimelnder Schimmer gelegen. Johannes stand kaum noch einmal auf und ich hatte kaum mehr das Empfinden, ich sei die Urheberin allen Uebels. Wie oft habe ich noch neben seinem Bette gestanden, die kleine Flasche in der Hand, das Glas mit den hineingezählten, einschläfernden Tropfen. Wie oft noch habe ich, wenn Johannes Wachen mir unbequem war, mit ruhigen, unbarmherzigen Fingern die vorgeschriebene Anzahl um einige Tropfen vermehrt. Wenn der Arzt mit dem verwunderten Kopfschütteln erschien, wenn er Johannes beobachtete, wenn er seine Fassungslosigkeit über dessen körperliche Zerrüttung ausdrückte, so konnte ich sogar Tränen vergießen. Ich lebte nur im Banne meiner Treulosigkeit. Mein Haus versank, meine Heimat war vergessen, wenn ich neben Thomas schritt, in die dunklen Stunden hinein, über die fauligen Gräser des Waldbodens, den starren Felsblöcken zu, aus deren Ritzen der Sand rieselte und Klumpen gestorbener Erikablüten hinabriß.

Ich war wie ein Vogel, der zu hoch geflogen, der mitten im Fluge die Schwingen gebrochen und nun irgendwo in einem Erdwinkel lag, um das Ende abzuwarten. —

Die Mutter schaffte mit der alten Sorgfalt im Haus, doch ihr Lebensmut war wie zerbrochen. Johannes war ihr Alles, ihre Kraft, ihre Liebe, ihr Vertrauen. Mit seiner Person mußte sie verlöschen. Sie hatte nie Vorwürfe für mich, blieb ich auch noch so lange dem Hause fern. Der Liebe ihres Sohnes, der Kinder wegen, ertrug sie mich noch, trotzdem sie lange ahnen mochte, welche Mauer zwischen mir und ihnen stand. Wohl fühlte ich, daß es ihr eine Pein war, wenn ich mich in Johannes' Nähe befand, aber niemals äußerte sie sich mit einem Wort. Johannes stand über allem, und selbst in den elendesten Tagen war es, als rauschte seine Stimme friedetragend durch das Haus, als lägen seine Hände in jenem Beten ineinander, das nicht dulden wollte, wenn ein Mensch über den anderen zu Gericht saß.

Der Pfarrer kam oft zu uns, so oft es sein dienstreiches Seelsorgeramt vertrug. Einmal hatte er einen fremden Arzt mitgebracht, eine Kapazität, der Johannes gründlich untersuchte. Später sprach dieser ernst mit mir, eigentlich nur Wiederholungen unseres alten Hausarztes, alles beruhe bei dem Patienten auf schweren, nervösen Erscheinungen.

„Natürlich ist er sehr abgemattet, durch die Appetit- und Schlaflosigkeit, die er lange kaum ertragen kann, die überhaupt nur ein Organismus wie der seine bisher überdauerte. Es ist ein undefinierbares Uebel, das mich die Schwachheit unserer Wissenschaft einmal wieder beschämend fühlen läßt. Nebenbei wollte ich noch eins sagen: Der Patient erhält täglich zweimal Morphiumtropfen. Verabfolgt diese eine durchaus gewissenhafte Person?"

Ich vermochte nicht gleich zu antworten, obwohl ich mich äußerlich ganz in Fassung hatte. Aber in meinem Gehirn hämmerte es wieder durcheinander, Entsetzen verursachte jenes häßliche, kribblige Gefühl in meinen Händen und Beinen. War es Angst um Johannes oder mich? Ich wußte es nicht. Doch mein Elend stand in drohender Wahrhaftigkeit vor mir — in der Gestalt des Mannes, den ich sündig liebte. Dabei sah ich dem Arzt in die Augen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, verwundert, erstaunt.

„Nur ich oder die Mutter umgeben meinen Mann."

„Dann bin ich natürlich beruhigt. Einige Symptome erregten nämlich meine Aufmerksamkeit. Die etwas erweiterte Pupille, die bläuliche, fahle Farbe unter den Augen erschienen mir ein Reagens. Doch ebensogut sind das Erscheinungen, die seine eigentliche und leider kaum zu diagnostizierende Krankheit hervorrufen kann."

Als der Arzt fort war, ging ich ruhig zu Johannes hinauf. Mein Geist war derart verwirrt, zerrüttet, daß er alle Dinge in ihrem gegenteiligen Wirken erfaßte. Ich war fest überzeugt, Johannes kranke an einem unbekannten Leiden, das Entsetzen über die Worte des Arztes hatte sich in lähmende Gleichgültigkeit verwandelt, meine Nerven hatten jede Spannkraft eingebüßt, und wenn ich an sie dachte, sie mir vorstellte, so glaubte ich unzählige, zerrissene weiße Fadenenden zu erblicken, die nirgends eine Verbindung mit meinem Rückenmark, vor allem nicht mit dem Gehirn fanden. Sie zitterten im Wesenlosen, brachen ab und standen endlich nur wie eingeschrumpfte Punkte vor meiner bis zur Krankhaftigkeit geschraubten Phantasie.

Der Pfarrer spielte mit Johannes Schach. Er gab sich in jener liebenswürdigen Laune, die seine Sympathie für den Kranken ihm abnötigte. Er warf bei meinem Eintritt die Figuren lachend durcheinander, nahm Johannes die Dame fort und sagte in scheinbarer Fröhlichkeit:

„Sie haben ja doch gewonnen, Johannes. Denn die Königin ist Ihre."

Johannes nickte mir zu, wohl kaum bewußt, wie ernst sein Zustand war, wenigstens tat er, als wisse er es nicht.

„Nun, was hat die Berühmtheit entdeckt?"

„Nichts Großes, lieber Johannes. Du bist einzig und allein nervös."

„Das sagen alle Quacksalber, wenn sie nicht weiter wissen", brummte der Pfarrer ungeduldig.

„Es ist das bequemste", sagte Johannes scherzhaft. „Setz' dich zu mir, Magda, das ist besser als jede Medizin."

Ich nahm auf dem Bettrand Platz, ihn verstohlen beobachtend, die Blässe seiner Wangen, den Glanz seines immer milde, fast matt gewesenen Auges.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bücherkarren der „B.V.-Ztg."

Ein Tisch mit Büchern

Von Manfred Georg

Zu den wenigen Prosaisten, die heute sich nicht einem weltfernen Schwatz über Historie oder Bettabenteuer hingeben, gehört Otto Flake, der wahrscheinlich auch wegen der geistigen Strenge, mit der er über seine Werke wacht, noch nicht die Popularität hat, die er eigentlich verdient. Denn es gibt heute kaum einen Zweiten, der sich so nahe dem Zentrum der Zeit fühlt wie dieser deutsche Grübler, der solche romantische Erbschaft der Vorfahren mit einem eiskalten und vehementen Amerikanismus verbindet. Seine Logik ist von letzter Ehrlichkeit, seine Dialektik von blendendem Gepränge und seine persönliche Entscheidung — letzten Endes schreibt Flake in allen Romanen nur Autobiographien — von einer federnden und brutalen Elastizität, wie sie der Mensch haben muß, der sich aus dem Chaos der Gegenwart auf selbstgezimmertem Boot retten will. Neuerdings sind aus seiner „Stadt des Hirns", die er, als ihn nicht mehr befriedigend, unterdrückt hat, die eingeschalteten Geschichten neu als „Erzählungen" (Verlag Die Schmiede, Berlin) erschienen. Und ebenda die umgearbeitete Form seines Romans des Jahres von 1917 „Nein und Ja". Nichts Besseres ist über diese definitive Fassung zu sagen, als was Flake selbst im Vorwort ausspricht: „Nein und Ja ist der Roman der Krise im deutschen Denken, und der Held Lauda ist der, der diese nicht nur erleidet, sondern besteht. Die Idee der ganzen Produktion ist die Darstellung des Menschen, der stärker bleibt als seine Erregungen." Und da sich diese Krise in jedem heute noch vollzieht und notwendigerweise in uns erst heute, während sie der stärker und dem Weltgeschehen näher empfindende Dichter schon 1917 durchmachte, so wäre nichts mehr zu sagen, als daß dies Buch zu lesen ein klärendes Bad in seinen eigenen Gedanken zu nehmen heißt, dem man verjüngt wieder entsteigt.

*

Sinnlicher, vor tierhaftem Erleben platzender, rasender und fern noch der Bezwingung der eigenen Energien ist Arnolt Bronnen, der nach dem Vatermord und dem recht belanglosen Lustspiel „Exzesse" (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin) nun „Die Septembernovelle" (ebenda) vorlegt. Es ist ein Buch, aus dem eine Rauschlust aufschießt, bei der man erst ganz allmählich merkt, aus welchem tiefen Sieden sie kommt. Dann aber ballt sich die zuerst nur üppig geile Brunstluft zu Wolken, aus denen die fressenden Blitze einer von zu engem Dasein genotzüchtigten Lebenssehnsucht herunterfunkeln und Liebe, Trieb und Tod in eins verschmelzen. Eine ganz ungeformte, an einigen Stellen fast mythisch gewaltig anmutende Kraft steckt in diesem Süddeutschen, der aber auch hier schon Szenen von stärkster visionärer Plastik hat.

*

Ganz in sich versponnen, fern und unberührt hat Walter Georg Hartmann sein Büchlein „Die Insel der Tiere" (Sybillenverlag) geschrieben. Das ist Lyrik, die noch nicht die Versform gefunden hat und die die Sterne ihrer Gedanken vom Himmel der Loerke, Werfel und andere herunterholt. Nicht bewußt. Aber aus derselben Gefühlsatmosphäre heraus. Bescheiden, franziskanisch, gut am Strand oder auf der Wiese in einer besinnlichen Stunde zu lesen. Die beigegebenen Holzschnitte von Konstantin Mitschke-Collande wirken in ihrer oft nicht ursprünglichen Naivität und auch in der nicht gemeisterten Flächenbehandlung nicht als unbedingt notwendige Beigabe.

*

Zwei Negerromane erregten Aufsehen, ohne dessen Ausmaß zu rechtfertigen. Der weitaus bedeutendere, „Batouala" von René Maran (Rheinverlag, Basel), dessen Autor ein eingeborener Abgeordneter in Frankreich den Prix de Goncourt bekam, ist erfüllt vom Geruch und der ganzen rauhen und ursprünglichen Welt des afrikanischen Busches, erdnah, tumultuös, in der Sittenschilderung ethnographisch wertvoll, in der moralisierenden Betrachtungsart antieuropäisch. Als erster Roman eines Schwarzen ist er im tatsächlichen Inhalt interessanter als im thematischen sowie psychologisch wertvoll. Der andere Roman, „Baß, Bassina Bulu" (Axel Juncker Verlag, Berlin), stammt von dem Belgier Franz Hellens und ist von Stefan Zweig übersetzt. Aber in ihm ist der Neger — ein Negergötze kommt nach Frankreich und erlebt hier Europa — nur der Anlaß im Spiegelbild eines Urwesens, so wie es der Indianer für die Aufklärungsphilosophen war, die eigene Zeit zu spiegeln. Hellens, der einer der jüngsten der nach neuen Stilformen strebenden belgischen Literaten ist, gelingt aber doch vorläufig die von ihm gewollte und hier und da auch durchgeführte, innerlich vertiefte Satire noch nicht ganz. So ist doch eine ganze Anzahl schwacher Partien da, deren Ausmerzung nur förderlich sein würde.

*

Zwei ganz großzügige Unternehmen hat der Verlag Kurt Wolff (München) begonnen. Er bringt die „Gesammelten Romane und Novellen" von Guy de Maupassant in neuen, mustergültigen Uebersetzungen heraus und verfolgt damit konsequent die Linie, die er mit der deutschen Popularisierung von Anatole France und Charles-Louis Philippe begonnen hat. Für uns Deutsche ist dieser Franzose im Grunde erst heute entdeckt. Bisher fristete er sein Leben in kleinen, schmierigen Heften, die fast sämtlich nur ganz schludrige Uebertragungen enthielten, und galt als eine Art besserer Geheimlektüre für faule Kommerzienratsfrauen und lüsterne Gymnasiasten. Nun endlich, da seine Hauptwerke an uns herangebracht werden, werden alle in ihm den Meister des Stils, der Erfindungskunst und der technisch vollendeten Form erkennen. Das Gleiche, nur mit dem Zusatz, daß die Kenntnis Frankreichs für einen Deutschen in ganz bestimmter Weise auch von der Kenntnis dieses Schriftstellers abhängt, gilt von Emile Zola, der ebenfalls jetzt, und zwar mit dem gesamten Werk „Die Rougon-Macquart" bei Kurt Wolff herauskommt. Als Uebersetzer zeichnen Lucie v. Jacobi, Max und Elsa Brod, Rosa Schapire, Franz Blei und andere. Alles Namen also, die für eine eben so künstlerisch intuitive wie sachlich einwandfreie Uebersetzung bürgen.

*

Neuerdings werden wieder im großen Ausmaß Reisebücher geschrieben. Wesentlich davon ist vor allem das Skizzenbuch „Argentinien" von Alfons Goldschmidt (Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin). Ein starkes, sozialpolemisches Buch, das die Eindrücke des berühmten Nationalökonomen in diesem gelobten Lande schildert. Aber dieser Nationalökonom ist zugleich Seher und findet für seine Geschichte Worte stärkster dichterischer Kraft und fügt aus kurzen Kapiteln ein grandioses, lebensvolles Bild mit allen Lichtern und Schatten zusammen, die über diesem jungen Lande liegen. In der Ehrlichkeit des Bekenntnisses und der Schicksalserfülltheit des Erlebens grenzen die mit rascher Feder hingeworfenen sozialen Panoramen oft ans Erschütternde.

*

Ein Reisender von bestem Schrot und Korn ist der ewig junge Weltfahrer und Abenteurer Norbert Jacques, der die Hochzeitsreise mit seiner jungen Frau in einem Segelschiff durch den Stillen Ozean machte. Das Buch, das er nach dem Schoner „Sturmbock" nannte, ist kein schönwertiges Abhibuch, sondern die Wut und die Herrlichkeit des Meeres, das Erhebende und tödlich Erdrückende der Einsamkeit, das Große und Tierische auf sich selbst gestellter Menschen klingt in seiner Urmelodie durch alle Seiten. Ein prachtvoll echtes, bis ins Bitterste wahres und aufrechtes Bekenntnis eines Reisenden, das die gesamte Seebärenliteratur routinierter Ofenschriftsteller aufwiegt. Jacques ähnlich, aber viel primitiver sind die von Erich Scheurmann dem deutschen Tramp Karl Steinhöfel nacherzählten Wanderungen durch die Vereinigten Staaten, „Als Landstreicher durch Amerika" (Seeverlag, Konstanz). Auch dies eine Buch von Ursprünglichkeit und ohne sentimentale oder heroische Schminke. Notizen eines lebenstüchtigen Kerls, der sich nicht mit einer Karl Mayschen Wunderbüchse, sondern mit schwieligen Fäusten und einem oft hiebezerkerbten Rücken durch das wilde Land jenseits des Ozeans schlug.

Weniger bedeutend sind die schon etwas traditionellen Aufzeichnungen von Age Kvarup Nielssen, „Durch die Tropen zum Südpolarmeer" (Gyldendalscher Verlag, Berlin). Das übliche Reisebuch, aber flott geschrieben und willkommene Lektüre für eine langweilige Eisenbahnfahrt.

Verantwortliche Redakteure: für innere Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Vetter; für auswärtige Politik: Carl v. Ossietzky; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppenheimer; für den Inseratenteil: Paul Grätz; sämtlich in Berlin. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.